

Die Wasserträger

Über eine Million Menschen machen sich jedes Jahr aus Mexiko und Lateinamerika illegal in die USA auf. Sie sind auf der Suche nach Arbeit und einem besseren Leben. Einige von ihnen verirren sich in den Wüsten – und verdursten. Die Hilfsorganisation **Humane Borders** errichtet daher im Grenzgebiet Wasserstellen und rettet damit Menschenleben. Hannes Klug (Text und Fotos) war zwei Tage lang mit Freiwilligen unterwegs.

Bob hasst den Hut, aber er braucht ihn wegen der Sonne. Immer wieder schiebt er ihn zurecht. Männer, die angeln, tragen manchmal solche Hüte, aus Stroh und mit breiter Krempe, oder Männer, die im Garten ihre Hecke trimmen. Bob Ellis tut nichts von alldem. Er füllt mitten in der Sonora-Wüste einen Wassertank auf. „Wir können nur hoffen, dass sie das Wasser finden“, sagt Bob, „denn wenn nicht, werden wir ihre Leichen finden.“

Bob Ellis ist 84, das sollte man vielleicht dazu sagen. Seine bleichen Beine stecken in Sandalen, die Socken hat er hochgezogen bis unter die Knie. Ein halbes Leben lang konstruierte er bei Goodyear Traktorreifen. Jetzt ist er für Humane Borders unterwegs, eine Organisation freiwilliger Helfer, die im südlichen Arizona schon vielen illegalen Einwanderern aus Mexiko das Leben gerettet hat. Denn auch wer es über die Grenze geschafft hat, ist noch lange nicht in Sicherheit. Im Gegenteil: Nun beginnt die eigentliche Gefahrenzone. „Herumsitzen und zuschauen, wie Menschen in der Wüste sterben, das kommt für mich nicht in Frage“, sagt Bob.

Mit einem Schraubenschlüssel zieht er den Verschluss der beiden auf Holzböcke montierten, blauen Plastikfässer wieder fest. 220 Liter Wasser, das reicht wieder für eine Woche.



Weithin sichtbar: Blaue Fahnen weisen auf die Wasserstellen hin (links). Fässer schleppen bei 50 Grad Hitze: Sterling Vinson hilft beim Aufbau einer neuen Station (oben).

Über eine Million Menschen, so wird geschätzt, fanden im vergangenen Jahr illegal den Weg über Mexiko in die Vereinigten Staaten. Rund ein Viertel von ihnen sammeln die Grenzschützer unterwegs gleich wieder ein und schaffen sie postwendend zurück. VR, „Voluntary Return“ heißt das auf

Hier haben sich Tausende ihren Weg gebahnt. Manche der Trampelpfade sind schon zwei bis drei Meter breit.

amtsenglisch etwas beschönigend. Denn wer nicht freiwillig zurückkehrt, wandert stattdessen ins Gefängnis.

Schnell lernt man im Süden Arizonas das Vokabular der Grenze kennen: „Migrants“, Migranten werden die durchs Grenzland driftenden Illegalen hier politisch korrekt genannt. „Korridore“ heißen jene Wege, auf denen sie unterwegs sind. Ein Schlepper („Coyote“) führt die Gruppen an, denen oft auch Frauen und Kinder angehören. Jeder einzelne zahlt dem Koyoten vorab zwischen 1.500 und 3.000 Dollar für dessen Dienste – meist lange gespartes Geld. Die Migranten werfen sich dem Glück in die Arme, den Grenzkontrollen oder dem Tod.

Hier, im dürren Grenzland zwischen Mexiko und den USA, spielt es kaum eine Rolle, ob ein Flecken

„Las Tablas“ oder „Dusty Acres“ heißt. „Du kannst diesen Ort nennen wie du willst“, sagt Bob, während er seine Tour protokolliert. Der Plan im Fahrtenbuch, sieht aus, als zeige er alle Wasserstationen auf einen Blick. Doch Bob korrigiert den Irrtum, der sich sogleich als recht makaber erweist: „Dieser hier zeigt nicht die Stellplätze, er zeigt die Toten.“ 246 waren es 2007, 178 im vergangenen Jahr. Alle sind sie verdurstet.

Ob die jüngste Zahl als Erfolg bezeichnet werden kann oder ob die Zahl der Opfer immer noch viel zu hoch ist, ob der Rückgang mehr mit der zunehmenden Sicherung der Grenze durch Zäune oder mit dem Engagement humanitärer Helfer zu tun hat, darüber streiten sich hier die Menschen. Leute wie Bob würden sagen, die immer stärkere Bewachung der Grenze treibe die Illegalen erst auf immer entlegene Pfade, fernab der Straßen, Städte und Dörfer, auf denen sie ihr Leben riskieren.

„An alle Trucks“, bellt Robin Hoover in sein Sprechfunkgerät: „Dort hinten führt ein breiter Pfad über die Bergkuppe und den Hang hinab!“ Der Konvoi verlangsamt seine Fahrt auf Schritttempo. Unverkennbar haben sich hier Tausende ihren Weg durch die Wildnis gebahnt. Manche der Trampelpfade, die zwischen Kakteen

und Salbeibüschchen hindurchführen, haben eine Breite von zwei bis drei Metern erreicht. Irgendwann folgen die Pickups der Grenzwächter der Spur und verbreitern sie zur Straße, pausenlos auf der Suche nach heimlichen Eindringlingen ins größte Einwanderungsland der Welt.

Robin Hoover ist Pfarrer und ein Mann der Tat. Zur Jahrtausendwende stieg die Zahl der Toten im Grenzgebiet so dramatisch an, dass er die Hilfsorganisation Humane Borders gründete. Hoover und ein paar Helfer entwickelten geländegängige Wassertrucks und entwarfen transportable Trinkstationen für den bis zu 100 Kilometer breiten Wüstengürtel an der Staatsgrenze. Seither retten immer mehr blaue Fässer Leben.



Einsatz in Green Valley: im Hintergrund ein Wagen der Border Patrol.

Knapp 100 Stationen unterhält Humane Borders inzwischen, mit großem technischen und vor allem logistischen Aufwand. Buchhalter Tim Holt, ein Vietnam-Veteran, erinnert sich noch gut an die erste Sitzung des Vereins, er verwaltete damals gerade einmal 100 Dollar. Heute beträgt das Budget 200.000 Dollar pro Jahr, das meiste davon sind Spenden. Hunderte Leute wie Bob investieren ehrenamtlich Zeit und Arbeitskraft.

Bobs Kumpel Gene Buell ist 75, trägt eine Kappe mit dem Emblem des FC Barcelona und arbeitete bis 1990 beim US Geological Survey. Die anderen nennen die beiden scherzhaft „die Zwillinge“, weil sie immer zusam-

menstecken. „Das hier scheint mir das Vernünftigste, was ich tun kann“, sagt Gene. Sogar mit seiner Familie hat er sich angelegt, denn nicht alle hier unten sind glücklich über das, was die Wassermänner treiben. Es heißt, sie würden die Flüchtlinge ermuntern und das Problem des illegalen Zustroms dadurch noch verschärfen. Gene lässt sich davon nicht beirren und spricht – wieder mal – für Bob gleich mit: „Wir sind beide der Ansicht, dass der Versuch, eine gute Arbeit zu finden, nicht mit der Todesstrafe belegt sein sollte.“

Es ist ein schöner, milder Morgen. Der aus roten Ziegeln gemauerte Glockenturm der First Christian Church in Downtown Tucson leuchtet sanft im Sonnenlicht. Green Valley, ein Gebiet südwestlich der Stadt, soll an diesem

Tag vier neue Wasserstationen erhalten. Robin Hoover gibt Kommandos, die keiner im Hof der Kirche überhören kann. Freiwillige laden leere Fä-

Der Reverend sammelt Waffen und scheut keine Kraftausdrücke. Wäre da nicht das Kreuz um seinen Hals, er machte einen äußerst weltlichen Eindruck.

ser auf die Fahrzeuge. Hoover hat die Operation generalstabmäßig geplant. Punkt 6 Uhr 45 geht es los. Ein gutes Dutzend Helfer verteilen sich auf drei Trucks und den privaten Pickup des Reverend.



Reverend Robin Hoover in seinem Büro.

Kent Walker etwa, Menschenrechts-Aktivist, Blogger und Politikstudent kurz vor dem Examen, fährt heute den Truck mit der Nummer Sieben. Kornelia Both aus Budapest absolviert hier über die Diakonie ein Freiwilliges Soziales Jahr. Oder Sara Bollinger: Sie koordiniert die Einsätze bei Humane Borders. Für ihre Abschlussarbeit in Lateinamerikanistik sammelt sie in einem Ordner die Geschichten von Vermissten: Wie die der 18-jährigen Gracia Belen Cruz Cruz aus Acapulco, die auf einem Foto im blauen Sommerkleid lächelnd in ihrer Küche steht, ihr Bauch ist gewölbt, sie ist im siebten Monat schwanger. Deshalb wollte sie ihrem Mann schnell in die USA nachfolgen. Doch sie kam nie bei ihm an. 400 solcher Fälle hat Sara gesammelt.

Robin Hoover kommt ursprünglich aus Texas. Der Reverend sammelt Waffen, und er trägt auch eine, wenn er in die Wüste hinausfährt. An seinem Handgelenk prangt eine goldene Uhr, er scheut keine Kraftausdrücke und wäre da nicht das geflochtene Kreuz um seinen Hals, Hoover machte einen ausgesprochen weltlichen Eindruck. Mehr als einmal begegnen wir einem Checkpoint, den die Grenzschützer scheinbar willkürlich auf offener Strecke errichtet haben: Barrikaden und Scheinwerfer mitten am Tag. Dann heißt es anhalten, Auto und Insassen werden kontrolliert. Robin Hoover sagt anschließend gerne Sätze, die nicht wirklich druckreif sind.

„In Allradantrieb wechseln!“ Hoover bellt wieder ins Funkgerät. Wir durchqueren ein ausgetrocknetes Flussbett. Unser Wagen legt sich auf die Seite wie ein Kahn bei Seegang. Wir quälen die Trucks über Pisten, die

mit Geröll gespickt sind, die Kabine schwankt bedenklich. Auf einem kleinen Plateau steigen wir schließlich aus. Der Blick auf die Berge ist fantastisch, doch dafür ist jetzt keine Zeit. „Holt den Schlauch! Schlösser! Holt den Hammer! Wasser! Pumpe an!“ Hoover gibt Befehle wie ein Drill Sergeant.

Denn hier herrscht „traffic“, Verkehr von Migranten, wie der Gottesmann zufrieden feststellt: Leere Wasserflaschen liegen herum, Rucksäcke und Jacken, ein Paar schwarze Stiefel, verstreute Essensverpackungen und Müllsäcke, mit denen die Flüchtlinge sich zudecken, um sich vor den Hubschraubern der Border Patrol unsichtbar zu machen. Längst ist das Zuwandererproblem auch ein Müllproblem geworden. Kent Walker und Max Andrew aus Reno, Nevada streifen sich Lederhandschuhe über und sammeln ein, was die Trecks der Illegalen zurückgelassen haben.

Die anderen Helfer laden solange die markanten blauen Fässer von den Pickups, pumpen Wasser aus den großen Tanks auf der Ladefläche hinein und pflanzen die Teleskopstange mit der blauen Fahne auf, die auch aus großer Entfernung auf die Wasserstelle hinweisen soll. Hier draußen wird greifbar, was es bedeutet, tage- und nächtelang zu Fuß durch die Wüste zu marschieren, in brütender Hitze, umgeben höchstens von Skorpionen und Klapperschlangen. Drei bis acht Tage sind die Flüchtlinge in der Regel unterwegs, ihre Wasservorräte aber haben sie oft schon nach dem ersten Tag aufgebraucht.

Die Wasserfässer sollen dort stehen, wo sie die meisten Leben retten. Und zwar genau dort. Wo das ist, ermittelt ein von Humane Borders eigens entwickeltes Computerprogramm, indem es per GPS Daten auswertet: Migranten-Trails, Todesfälle, Wasserquellen, Mobilfunkstationen. Am Ende entsteht die Landkarte eines Krisengebietes mitsamt den Einsätzen, die sich daraus ergeben.

Jetzt stattet uns auch die Border Patrol einen Besuch ab. Die Beamten grüßen freundlich und drehen wieder ab. Manchmal steigen sie auch aus,

für ein kleines Schwätzchen. Hoover arbeitet mit den offiziellen Stellen zusammen, schon wegen der Nutzung des Landes ist das unabdingbar. Und das Pima County zahlt an die Organisation inzwischen ganz offiziell jedes Jahr 25.000 Dollar aus dem Landeshaushalt.

Dennoch herrscht hier unten Krieg. Bob Cardagas, ein bärtiger, unter-setzter Mann, der an ein Walross erinnert, zeigt angebohrte und mit Hassparolen beschmierte Fässer. Bürgerwehren selbsternannter Heimatschützer durchkämmen das Gelände mit Allradfahrzeugen, spüren die Fässer auf und zerstören sie. Auch

Hoover selbst fand schließlich die Tote. Das, sagt der Reverend, sind die Bilder, die man nicht mehr vergisst.

Robin Hoover rüstet auf. Seine Kirche ist längst eine Hochsicherheitszone geworden, 16 Kameras überwachen das Gebäude. Immer wieder erhält der Reverend Todesdrohungen. Er bege-



„Die Zwillinge“: Gene Buell und Bob Ellis.

net ihnen mit Galgenhumor und einer manchmal unheimlich wirkenden Energie.

Neulich, erzählt Hoover, wandte sich eine Familie an ihn, weil sie jemanden vermisste. Er selbst fand dann die Tote, eine 18-jährige Frau aus Guatemala, deren Mann zuvor in Oakland Arbeit gefunden hatte. Das, sagt der Reverend, sind die Bilder, die man nicht mehr vergisst.

Doch Hoover erzählt auch von dramatischen Rettungsaktionen in letzter Minute. Von Familien, die Vermisste



Kornelia Both sammelt Müll ein, den Flüchtlinge zurückgelassen haben.

widersahen. Zum Dank malten sie religiöse Bilder, die jetzt bei ihm an der Wand hängen und auf denen immer wieder die blauen Fässer zu sehen sind. 2006 erhielt Hoover Mexikos National Human Rights Award, eine Auszeichnung, die nie zuvor an den Bürger eines anderen Staates verliehen wurde.

Solche Dinge sind es, die den Freiwilligen von Humane Borders Mut machen und sie darin bestärken, dass sie das Richtige tun. Bob, Gene, Sara, Kent und all die anderen werden sich auch weiter jeden Mittwoch um 17 Uhr 30 im Kellerraum der First Christian Church treffen, um sich für Fahrten ins Nirgendwo einzutragen.

Wasser in der Wüste, sagt Hoover, habe immer schon Leben bedeutet. Zu wissen, wo man es findet, war die wichtigste Überlebentechnik der Ureinwohner. So gesehen stehen die Lebensretter von Humane Borders in einer langen Tradition. Bis diese Grenze keine Todesopfer mehr fordert, wird Robin Hoover weiter Wasserfässer aufstellen. Und fluchen. ★

AMERICA TIPP
Humane Borders

Freiwillige Helfer sind bei Humane Borders jederzeit willkommen. Für Gruppen stehen auch Unterkünfte zur Verfügung.

First Christian Church, 740 E. Speedway Blvd., Tucson, AZ 85719, Tel. +1 (520) 628-7753, www.humaneborders.org, info@humaneborders.org